

Theaterpreis für Berliner Dramatiker

Der Berliner Dramatiker Jörg Menke-Peitzmeyer ist mit dem Deutschen Jugendtheaterpreis für sein Stück „The Working Dead. Ein hartes Stück Arbeit“ ausgezeichnet worden. Die Ehrung, ausgeschrieben vom Bundesfamilienministerium und mit 10 000 Euro dotiert, wurde ihm von der Staatssekretärin Caren Marks im Kaisersaal des Frankfurter Römers überreicht. Das Stück war im Mai 2015 vom Theater Strahl in der Industriehalle KAOS in Berlin-Oberschöneweide uraufgeführt worden. Es erzählt von „Industriegebietskindern“ – so der Titel des Auftragsprojektes – vor dem Hintergrund einer zerfallenden Industriekultur. Die Halle liegt inmitten des ehemaligen „Elektropolis“, einem der damals größten Industriegebiete der DDR und Europas. „Das Stück fragt, was Arbeit heute ist. Wie sie unser Leben und unser Sein definiert“, lobte die Jury. Es sei „eine kluge Reflexion über den Wert der Lebensleistung der Großeltern und die Schwierigkeiten einer Gesellschaft auf dem Weg zum Dienstleistungskapitalismus“. Menke-Peitzmeyer, der 1966 in Anröchte geboren wurde und seit 2006 in Berlin lebt, gehört zu den meistgespielten deutschen Kinder- und Jugendtheaterautoren. Tsp



Jörg Menke-Peitzmeyer

NACHRICHTEN

Putin weicht martialisches Wladimir-Denkmal ein

Vor dem Moskauer Kreml hat Wladimir Putin am Nationalfeiertag des Landes ein umstrittenes Denkmal für den Großfürsten Wladimir eingeweiht. Die 16 Meter hohe Bronzestatue aus Bronze zeigt den Herrscher des 10. Jahrhunderts mit einem riesigen Kreuz in seiner rechten und einem Schwert in seiner linken Hand. Wladimir habe die geistige Grundlage für die Völker Russlands, Weißrusslands und der Ukraine geschaffen, sagte Putin. Die wichtigste Leistung des Großfürsten sei die „Taufe der Rus“, die Christianisierung seines Reiches gewesen. Gegner des Denkmals erinnern daran, dass Wladimir bei seinen Feldzügen äußerst brutal vorgegangen sei. Initiator des Denkmals ist die russische militärhistorische Gesellschaft, die von Kulturminister Wladimir Medinski geleitet wird. KNA

Münchner Filmpreis für Caroline Link

Für ihre herausragenden Filme wird Regisseurin Caroline Link mit dem Münchner Filmpreis geehrt. „Ihre Figuren atmen unser Leben. Das macht ihre Filme so populär,“ so die Begründung der Jury. Die Preisverleihung findet am Montag statt. Bekannt wurde Link, 52, durch den Oscar-gekrönten Film „Nirgendwo in Afrika“ und ihr Kinodebüt „Jenseits der Stille“. Der Preis ist mit 10 000 Euro dotiert. dpa

VORSCHAU

Der Sonntag im Tagesspiegel



Foto: Theo Röhren

- **„Ich war jung und voller Trotz“**
Ulrike Poppe wurde von der Stasi verfolgt. Mit Robert Ide und Esther Kogelboom spricht die Bürgerrechtlerin über die Zeit in Haft – und wie ihre Kinder diese erlebten.
- **Ihre Welt sind die Berge**
Donna Leon steht für Venedig, doch die wahre Liebe der Autorin gilt der Schweiz. Susanne Kippenberger hat sie besucht.
- **Kämpfer gegen das Frühstücksbuffet**
Apfel mit Birnen vergleichen? Der Schriftsteller Hanns-Josef Ortheil kann das. Kerstin Decker hat ihn porträtiert.
- **Das Grauen! Das Grauen!**
Unser Autor Thomas Gsellma reist mit der Familie nach Thailand – und überlebt. Trotz Kilerücken und kochender Pools.

Das Lesen der Bilder

Zum 90. Geburtstag: eine Liebeserklärung an den britischen Erzähler, Dichter und Essayisten John Berger

VON GREGOR DOTZAUER

Wem hat er mit einer überraschenden Beobachtung nicht schon einmal die Augen geöffnet. Wie viele hat er berührt und für immer in Bann geschlagen. Und was für grundverschiedene Temperamente berichtet, er habe gar ihr Leben verändert. Der Brite John Berger zieht mit seinen zutiefst materialistischen, bis heute von unorthodoxen marxistischen Leidenschaften durchglühten Büchern den Naturmystiker Peter Handke ebenso an wie den kirchenfernen Katholiken Christian Bobin. Der schottische Dichter John Burnside, Ökologie- und malerische Bewegte wie er, nur mit einem abgründigeren Sinn für alles Kreatürliche, verdammt ihm nicht weniger aufrüttelnden Trost und Geistesblitze als der Mazedonier Nikola Madzirov.

Wer einen Eindruck von Bergers Einfluss gewinnen will, musste nicht erst auf den internationalen Chor warten, der ihm in poetischen und essayistischen Festschriften zu seinem 90. Geburtstag am heutigen Samstag gratuliert. Es genügt, den einen Satz aus seinem 1972 mit dem Booker Prize ausgezeichneten Roman „G.“ zu nehmen, der sowohl als Motto des Kanadiers Michael Ondaatje als auch der Inderin Arundhati Roy um die Welt gewandert ist: „Nie wieder wird eine einzige Geschichte so erzählt werden, als wäre sie die einzige.“

Bergers Plädoyer für die Vielstimmigkeit einer Geschichte von unten ist nie lebendiger geworden als in den Figuren seiner 1979 begonnenen Trilogie „Von ihrer Hände Arbeit“. Mit den Erzählungen von „SauErde“ und „Spiel mir ein Lied“ und dem Roman „Flieder und Flagge“ schrieb er einen Abgesang auf die bäuerliche Welt im französischen Hochsavoyen, wo er in Quincy von 1972 an vier Jahrzehnte lang hauptsächlich lebte. Seit dem Tod seiner Frau Beverly Bancroft 2014 lebt er nun mit seiner alten Freundin, der Schriftstellerin und Schauspielin Nella Bielski in Antony, einem Vorort im Süden von Paris.

„Von ihrer Hände Arbeit“ war die Chronik einer Epochenwende, weg von einer Kultur des Überlebens, hin zu einer Kultur des Überflusses. Die Stadt avancierte zum alles beherrschenden Modell und Versprechen und verweigerte den Arbeitsmigranten, die vom Lande kamen, doch eine neue Heimat.

In den tausend Varianten der Leseliebhaber, die sich an seine Bücher knüpfen, lässt sich die Aufforderung zur Polyphonie aber auch auf sein eigenes Werk anwenden. Wer könnte sich nicht daran erinnern, wie er Bergers Ton verfiel, der zwischen den eigentlich unvereinbaren Polen von Poesie und Rhetorik, Leichtigkeit und Strenge, zärtlicher Vorsicht und apodiktischer Entschlossenheit unwiderstehlich vermittelt. Und wer hätte nach Jahren des Lektüreglücks mit dem gravitätischen Schweben seiner Dialoge und der dezenten Didaktik seiner Kunstbetrachtungen nicht auch gelegentlich nach Abstand getrachtet, nach Trennung auf Zeit, um doch wieder zu Bergers Prosa zurückzukehren.



Der Geschichtenerzähler. John Berger mit Velázquez' Ásop als Schutzheiligem. Szene aus Cordelia Dvoráks Film.

Foto: ma.ja.de/ARTE

Für den Amerikaner Teju Cole war die alles verwandelnde Lektüre Bergers autobiografisch inspirierter Reigen „Hier, wo wir uns begegnen“, ein Totenbuch, das verstorbene Freunde und Weggefährten wie selbstverständlich in der Gegenwart auftauchen lässt. Gleich zu Anfang begegnet der Erzähler etwa in Lissabon seiner Mutter. Cole frapptierte, wie überzogen Erlebtes und Erfundenes hier einander durchdringen, ein Grenzängertum, an dem sich auch seine eigenen Bücher bewegen. Für Simon McBurney, den genialen Kopf des Théâtre de Complicité, der Teile von Bergers „Pig Earth“ auf die

Bühne brachte, war es der Essay „Und unsere Gesichter mein Herz, vergänglich wie Fotos“. Auf kaum mehr als hundert Seiten, auf denen immer wieder Gedichte eingestreut sind, denkt er über die Kategorien von Zeit und Raum nach, über Augenblick und Ewigkeit, Liebe und Sexualität, individuelles Schicksal und kosmisches Zuhause, modernes Nomadentum und Vertreibung.

Berger lehrt seine Leser, dass Prägnanz und Verbindlichkeit beim Festhalten eines Gedankens oder einer Erfahrung entscheidend sind, dass man dabei aber hemmungslos auf die Autorität des Ichs zu

rückgreifen darf, sofern dieses sich an ein Du wendet, das dadurch auf seine eigene Subjektivität stößt. Woraus im besten Fall ein Wir entsteht, das Berger als Personalpronomen wie als Idee von Solidarität gerne in Anspruch nimmt.

So beginnt „Unsere Gesichter“ mit den Versen eines Ichs, das im Portemonnaie dem Bild eines abwesenden Dus begegnet. Ein alltägliches Stück sichtbarer Vergänglichkeit, dem im Gedicht das so ganz andere Zeitmaß der savoyischen Voralpen gegenübertritt. Und mit dem ersten Prosasatz geht es noch weiter hinaus aus den Dimensionen des menschlichen Bewusstseins.

Erst hoppelt ein Hase auf zweitausend Metern Höhe vorbei. Dann spielt selbstvergessen ein Kätzchen mit sich und weißen Papierschnipseln. Und schließlich tut sich der Sternenhimmel auf – als Urfahrung von Konstellationen, die es zu lesen und zu deuten gilt. Wie John Bergers Essays ihr stilles Pathos in der Trias von radikal subjektivem Ausgangspunkt, philosophischer Doktrin und der Anrufung künstlerischer Schutzgeister entfalten, ist stets von neuem ein Abenteuer. Manchmal wechseln sie den Fokus von einem auf den anderen Satz. Aus diesem Zusammenschließen des zuvor Unverbundenen resultiert ihre Wucht.

In jüngster Zeit haben sich zu den Wörtern vermehrt Zeichnungen gesellt. Noch vor zwei Jahrzehnten, in „Eher ein Begehren als ein Geräusch“, dem Katalog zu einer Berger-Ausstellung im oberbayeri-

schen Issing, hatte er erklärt: „Mein Schreiben, so wie es nun mal ist, meine Zeichnungen, so wie sie eben sind, unterhalten sich nicht miteinander.“ Er zeichne, sagte er, wenn er es nicht mehr ertrage, weiterzuschreiben und eine Art Unschuld wiederfinden wolle. „Eine Unschuld im Sinne des Staunens über das, was ist. Und wenn ich schreibe, trachte ich danach, die Worte so zu setzen, dass sie Umriss, Konturen und Grenzen besitzen – alles ist Raum. Ich zeichne mit der Hand, und ich schreibe mit der Kehle. Papier und Atem. Gemeinsam kommen sie nicht weit.“

Er, der seinen Lesern Tizian, Velázquez, Rembrandt und Caravaggio zum Schrecken mancher Kunsthistoriker in ihrer sinnlichen Unmittelbarkeit nahegebracht hat, ist damit nicht auf Illustration aus. Schon die Bücher, die er zusammen mit dem Fotografen Jean Mohr machte (gerade ist „Der siebte Mensch“ über die europäischen Arbeitsmigranten der siebziger Jahre neu erschienen), lebten vom wechselseitigen Kommentar der Gattungen. Und so ist auch „Bentos Skizzenbuch“, seine Hommage an den Philosophen Spinoza, eine Zusammenführung von Zitaten aus dessen „Ethik“, aus freien Erzählstücken und Zeichnungen, die in die Lücke vorstoßen, die das nie aufgefundene Skizzenbuch dieses Denkers der totalen Immanenz hinterlassen hat.

So durchlässig die Gattungen geworden sind, so standhaft unversöhnlich ist Berger im Politischen geblieben. Vielleicht ist es nicht originell, den Versprechungen der Warenwelt zu misstrauen, indem man einen zum reinen Abverkauf bestimmenden, von lauter prekären Existenzen frequentierten Megadiscount-Supermarkt besucht und ihn mit dem Treiben eines Straßenmarktes kontrastiert. Aber Berger kann solche Szenen mit einer Eindringlichkeit schildern, die auch dem Unbedarftesten eine Vorstellung davon gibt, dass die Dinge nicht so sein müssen, wie sie sind.

Seine Bücher geben keine Handlungsanweisungen, aber sie fordern ihre Leser auf, sich zu verhalten, und sie pflanzen ihnen einen gesunden Widerstandsgeist ein, der mehr als nur ein Gefühl von Freiheit in sich trägt. „Der Segen der Sprache liegt darin, dass sie potenziell vollkommen ist“, heißt es in „Unsere Gesichter“. Sie hat „die Möglichkeit, mit Worten die Gesamtheit der menschlichen Erfahrung zu umfassen – alles, was geschehen ist und alles, was vielleicht geschehen wird. Sie gesteht sogar dem Unaussprechlichen Raum zu. In diesem Sinn kann man von der Sprache sagen, dass sie potenziell die einzige Heimat des Menschen ist, die einzige Bleibe, die ihm nicht feindlich begegnen kann.“ John Berger darf sich rühmen, sie entschieden bewohnbarer gemacht zu haben.

darftesten eine Vorstellung davon gibt, dass die Dinge nicht so sein müssen, wie sie sind.

Seine Bücher geben keine Handlungsanweisungen, aber sie fordern ihre Leser auf, sich zu verhalten, und sie pflanzen ihnen einen gesunden Widerstandsgeist ein, der mehr als nur ein Gefühl von Freiheit in sich trägt. „Der Segen der Sprache liegt darin, dass sie potenziell vollkommen ist“, heißt es in „Unsere Gesichter“. Sie hat „die Möglichkeit, mit Worten die Gesamtheit der menschlichen Erfahrung zu umfassen – alles, was geschehen ist und alles, was vielleicht geschehen wird. Sie gesteht sogar dem Unaussprechlichen Raum zu. In diesem Sinn kann man von der Sprache sagen, dass sie potenziell die einzige Heimat des Menschen ist, die einzige Bleibe, die ihm nicht feindlich begegnen kann.“ John Berger darf sich rühmen, sie entschieden bewohnbarer gemacht zu haben.

NEUERSCHEINUNGEN VON UND ZU JOHN BERGER

John Berger: Der Augenblick der Fotografie.

Essays. Aus dem Englischen von Hans Jürgen Balmes u.a. Hanser Verlag, München 2016. 272 Seiten, 22 €.

John Berger, Jean Mohr: Der siebte Mensch.

Eine Geschichte über Migration und Arbeit in Europa. Aus dem Englischen von Nils Thomas Lindquist. Fischer Taschenbuch, Frankfurt a.M. 2016. 256 S., 9,99 €.

John Berger: Confabulations.

Penguin Books, London 2016. 160 S., 6,99 £.

John Berger, John Christie: Lapwing & Fox.

Conversations. Objectif Books, London 2016. 288 S., 28 £.

Tom Overton (Hg.): Landscapes.

John Berger on Art. Verso Books, London 2016. 272 S., 16,99 £.

Amarjit Chandan u.a. (Hg.): A Jar of Wild Flowers.

Essays in Celebration of John Berger. ZED Books, London 2016. 416 S., 70 £.

Amarjit Chandan u.a. (Hg.): The Long White Thread of Words.

Poems for John Berger. Smoketack Books, Grewelthorpe 2016. 160 S., 9,99 £.

John Berger oder Die Kunst des Sehens.

Film von Cordelia Dvorák. Volkshaus am Rosa-Luxemburg-Platz, Montag, 7.11., 22 Uhr. Mit Diskussion.

Das Wahre und das Bare

Auch Wirtschaften ist eine Kunst: Beobachtungen beim achten Kulturinvestkongress in Berlin

„Ihr Kulturleute habt's gut“, seufzen Marketingfachleute gerne. „Denn ihr habt ja Content ohne Ende.“ Mit dem Werbebotschafter – englisch für Inhalt – meinen sie dann die Kunstwerke, mit denen Theater und Museen, Orchester und Bibliotheken arbeiten. In der Wirtschaft dagegen gibt es zumeist nur das nackte Industrieprodukt, zu dem sich die PR-Agenturen erst mühsam Geschichten ausdenken müssen: Weil die Firmen glauben, durch story telling ihre Marke emotionalisieren zu können.

Mit der Gefühlsverwekung beim Kunden haben Kulturinstitutionen nie Probleme. Dafür aber umso häufiger mit dem, was Unternehmen in aufwendige Imagekampagnen stecken: Geld. Das ist immer knapp. Einen Brückenschlag zwischen beiden Welten bietet die Unternehmensberatung „Causales“ seit acht Jahren mit dem Kulturinvestkongress in Berlin an, der am Donnerstag und Freitag einmal mehr im Verlagsgebäude des Tagesspiegels am Askanischen Platz stattfand. Bei rund 70 Vorträgen und Diskussionen kann sich hier wirklich jeder von Best-Practice-Beispielen der jeweils anderen Seite inspirieren lassen, ob er nun in der Verwaltung eines Theaters arbeitet, in der Kommunikationsabteilung eines Unternehmens oder auch als Sponsoring-Akquisiteur.

Höchst unterhaltsam spricht Christian Dabbert, der Chef des PR-Büros Graco, über Strategien des Guerilla-Marketings. Dabei geht es darum, mit witzigen Interventionen im Stadtraum die Aufmerksamkeit von Passanten zu gewinnen. Die Fotografieren dann die Riesengabel, die eine Baukrone zum Kopsalat macht, oder den



lachelnden Papiermund an einer Laterne, auf dessen abreißenbaren Zähnen die Adresse eines Zahnarztes steht, und verbreiten die Bilder über ihre sozialen Netzwerke.

Eine von „Concerti“, einem Magazin für klassische Musik, in Auftrag gegebene Studie wiederum macht den anwesenden Wirtschaftsvertretern das Klassik-Publikum als Zielgruppe schmack-

haft. Klassik-Hörer sind nämlich nicht nur gut ausgebildet und finanziell solvent, sondern auch unternehmungslustig und überraschend offen neuen Trends gegenüber, wie Michael Haller von der Hamburg Media School versichert. Das Etikett „konservativ“ scheint auf diese Klientel nicht mehr zu passen.

Aus seiner so überreich mit Kulturschätzen gesegneten Heimat berichtet Luigi Reitano, der Leiter des italienischen Kulturinstituts Berlin. Seit 2014 lockt in Italien das Art-Bonus-Gesetz Privatleute wie auch Unternehmen mit einer 65-prozentigen Steuerersparnis, wenn sie Geld in dringend nötige Restaurierungs- oder Umstrukturierungsmaßnahmen im Kulturbereich investieren.

Das Ägyptische Museum in Turin konnte durch dieses Modell bereits für die Zukunft fit gemacht werden, ganz frisch in die Liste der förderbaren Projekte aufgenommen wurden all jene historischen Gebäude, die bei den jüngsten Erdbeben in den mittellitalienischen Provinzen Macerata und Rieti zu Schaden kamen.

Schier schwindelig wird den Zuhörern, wenn der frühere Leiter der Berliner Opernstiftung, Michael Schindhelm, zu seiner globalen tour d'horizon ansetzt: Von Dubai, wo 90 Prozent der Bevölkerung Zugereiste sind und Schindhelm in seiner Zeit als Kulturbeauftragter der Regierung darum vor allem darüber nachdachte, wie die Einheimischen sich ihrer Wurzeln bewusst bleiben können, geht es nach Hongkong, wo der studierte Quantenchemiker bei der Planung eines gigantischen Kunst-, Museums- und Theater-Quartiers beteiligt war, das 2018 eröffnen soll, parallel zur neuen Bahnstrecke, die das auf 53 Millionen Einwohner angeschwollene Hinterland mit Hongkong verbinden wird.

Ein erstaunliches Renommee in der Szene haben sich die Kulturmarken-Awards erworben, die jeweils während des Kongresses bei einer Gala im Tipi am Kanzleramt verliehen werden. Die 34-köpfige Jury wählte diesmal das Dortmunder U zur „Europäischen Kulturmarke des Jahres“, jenes turmartige Gebäude der ehemaligen Union-Brauerei, das anlässlich des Kulturhauptstadtjahres im Ruhrgebiet als Kreativzentrum zu neuem Leben erwacht ist. „Kulturmanager des Jahres“ wurde Thomas Girst, der Leiter des Kulturreferats von BMW, der erstmalig vergebene „Preis für Stadt-

kultur“ ging an das Wiener Museumsquartier, das sich zu einem echten urbanen Kommunikationsort entwickelt hat, und zwar nicht nur für Kunstkenner.

Die „Grimm-Heimat“ in Nordhessen darf sich „Kulturtourismusrégion 2016“ nennen, die Schweizer UBS Bank „Kulturinvestor des Jahres“. Das beste Bildungs-



programm fand die Jury am Stuttgarter Naturkundemuseum, den heißesten Trend machte sie mit dem virtuellen Musikurtexturist Henry beim Podium-Festival Esslingen aus. Eine der Auszeichnungen immerhin blieb auch in Berlin: Staatsoper-Intendant Jürgen Flimm wurde mit einem Sonderpreis für sein Lebenswerk geehrt. FREDERIK HANSEN